



Bromberg, Sonntag, den 22. September.

Samum.

Weht der Wüste heißer Odem
Ueber Syriens Rose thal,
Neigen alle Blumenfelche
Sich in banger Todesqual.

Und die lieben Nachtigallen,
In der Kehle noch das Lied,

Falten sterbend ihre Schwingen,
Eh der letzte Ton entflieht.

Durch den Garten meiner Seele,
Zog des Samum's gift'ger Hauch,
Blüt und Blumen sind gestorben,
Alle meine Lieder auch.

H. von Poschinger.

Der verborgene Schatz.

Erzählung von Anton Andrea. [Nachdr. verb.]

Ich hatte es Vater Benedetto, meinem alten Freunde, angezeigt, daß ich Ende des Monats wieder am Orte ein- treffen würde; aber der Tod ließ ihm keine Zeit mehr, mich wie gewöhnlich mit seinem treuherzigen: „Dio ti benedica figlio mio!“ (Gott segne Dich, mein Sohn) zu bewillkommen. Am Tage vor meiner Ankunft wurde sein Leichnam in der Marienkirche beigesetzt und mir blieb noch die traurige Genugthuung, ihm zum letzten Gruß einen Cypressen- franz auf den Sarg zu legen. Gerade vor zehn Jahren hatte ich zum erstenmal — und zwar nur im Fluge — das lieb- liche Eiland im Mittelmeer mit seinen seltenen Naturschönheiten und mannigfachen historischen Denkwürdigkeiten besucht, und von jener Zeit her datiert auch meine Bekanntschaft mit dem frommen, mir unergelichen Dorfpfarrer. Mein erster Aus- flug auf der mir damals noch völlig unbekanntem Insel galt dem Michaelsberge, in welchem sich eine Stalaktitgrotte befand, die man mir als eine der interessantesten am Orte bezeichnet hatte. Da ich ohne Führer war, gelangte ich erst nach langem Suchen und auf beschwerlichen Umwegen an eine kleine ge- wölbte Oeffnung im Berge, die mit einer hölzernen Pforte verschlossen war. Unweit derselben sah auf einer Steinbank ein Greis in der Tracht der katholischen Dorfgeistlichen, an den ich mich mit der Frage wandte, ob dies der Eingang zur Stalaktitgrotte wäre. Der Greis bejahte es und erbot sich, mich hineinzuführen. Er rief einem Jungen zu, der träge vor einem einsamen, etwas tiefer gelegenen Häuschen im Grase lag, zwei Richte zu bringen und öffnete mit einem verrosteten Schlüssel, der neben der Pforte hing, den Eingang zur Grotte. Ich erfuhr von ihm, daß er sich Benedetto nenne und daß das einsame Häuschen an der Bergwand das seinige wäre. Es entspann sich ein lebhaftes Gespräch zwischen uns, in welchem ich jedoch hauptsächlich das Wort führte, denn ich muß gestehen, daß ich keine Gelegenheit unbenutzt ließ, meine Kenntnis der italienischen Sprache praktisch zu verwerten. Meine offenerzige Geschwätzigkeit schien dem ehrwürdigen Geistlichen zu gefallen. Er erriet, daß ich ein Künstler war, und wollte wissen, woher ich käme und wohin ich ginge. Darüber kam der Knabe mit zwei langen dünnen Kerzen herangelaufen, die Vater Benedetto anzündete, eine davon gab er mir und mit der anderen in der



Großvaters Bier von M. Wunsch.

Hand stieg er voran in die Grotte. Ich stockte jetzt in jener Unterhaltung; die unbekannte Tiefe, die herrschende Dunkelheit, die feuchte, heiße Luft, das leise geheimnisvolle Klingen und Rieseln fallender Wassertropfen wirkte bedrückend auf meine Sinne, die noch trunken waren von dem blendenden Tageslicht, der würzigen Meerbrise, dem Duft der Blumen und Bergkräuter und vor allem dem heiteren, lächelnden Himmelsblau. Was ich jedoch beim Schimmer unserer Kerzen sah, hätte den Naturforscher wie den Baukünstler zu Bewunderung hinreißen müssen! Ich glaubte in einen unterirdischen Tempel hinabzusteigen, wo sich wunderliche Kuppelstückchen mit glänzenden, lang herabhängenden Spitzen über mir wölbten und feuchtschillernde Türmchen, Pyramiden und Säulen sich aus dem schlüpfrigen Boden erhoben, die Wände mit grau glänzenden, bizarr gebildeten Stuckornamenten bedeckt waren, und das Atmen und Weben unsichtbarer Gottheiten den ganzen unheimlichen und undurchdringlichen Raum belebte.

Hin und wieder mußten wir uns blicken, um nicht mit dem Kopfe an die spitzen Backen und Zapfen an der unebenen Decke zu stoßen, und uns mit den Händen an dem nassen Gestein halten, um auf dem unsichern Boden nicht zu fallen. Allmählich erweiterte sich die Wölbung über uns, aber der Gang wurde immer schmaler, bis er sich an einem rundlichen Boche, durch das sich ein menschlicher Körper hart durchzuzwängen hatte, verlor.

„Wollen Sie es wagen?“ fragte mich Pater Benedetto, der gleich mir unter den Schauern der wunderbaren Höhle zu stehen schien, mit gedämpfter Stimme, indem er auf das Loch deutete.

Ich nickte, stand jedoch noch eine Weile lauschend still, denn mir war, als ob ich das entfernte, hochklingende Klauschen einer Quelle vernähme.

„Die hört man nur!“ sagte der Greis. „Sie muß entweder weit oder tief verborgen sein.“ Er fauerte nieder, steckte seine Kerze in die Oeffnung und schlüpfte behende hinunter. „Kommen Sie!“ klang es mir dumpf aus dem Boche entgegen und Pater Benedetto's kaum sichtbare Hand nahm mir die Kerze ab. Ich froh gleichfalls durch die unbequeme Oeffnung, aus der mir eine heiße, schwere Luft entgegen wehte und befand mich in einem rundlichen Raume, aus dessen Decke und Wänden die wunderbarsten Steingebilde hervorstrahlten. Hier zweigten sich zwei enge, niedrige Gänge ab, von denen der eine nach Osten, der andere nach Norden hin lief. „Wohin führen diese?“ fragte ich den Greis mit einer gewissen Beklommenheit. Mir wurde das Atmen schwer und das Geräusch des unsichtbaren Wassers war so laut geworden, daß es mehr dem Prasseln, Zischen und Rollen eines Strudels, als dem Rieseln einer Quelle glich. „Ist's unbekannt?“ antwortete Pater Benedetto geheimnisvoll. „Manch einen hat die Neugierde getrieben, es zu erforschen, aber wem sein Leben lieb war, der kehrte bald wieder unverrichteter Sache um. Gott allein weiß, welche Geheimnisse, welche Schätze dort verborgen liegen!“

„Schätze?“ wiederholte ich verwundert. Es kam mir vor, als ob er einen besonderen Nachdruck auf das Wort gelegt hätte. Er machte jedoch eine ablehnende Bewegung mit der Hand und trat schweigend den Rückweg an.

Den Tag nachher reiste ich ab, aber den folgenden Sommer kam ich wieder und suchte von neuem die Stalaktitgrotte, wie den wackern alten Kurate auf. Beide interessierten mich gleich sehr und zogen mich unwiderstehlich an. Ich fand den Greis auf derselben Stelle sitzen, als ob er ein Jahr lang auf der Steinbank neben der Grotte auf mich gewartet hätte und rief ihn schon von weitem beim Namen. Er schnellte empor, sah mich einen Augenblick erstaunt an und streckte mir dann die vorfreudiger Bewegung zitternde Rechte hin. „Ihr seid es, Herr! Ihr habt Euch einen Bart wachsen lassen, der Euch beinahe unkenntlich macht.“ Wir stiegen diesmal nicht in die Höhle hinunter, sondern blieben plaudernd vor dem Eingange derselben sitzen, und schieden endlich wie ein paar alte Freunde mit dem Versprechen, uns bald wiederzusehen. Ich hielt mich zwei Monate auf der Insel auf und wohnte in dem tiefer gelegenen der beiden Dörfern, welche diese einnehmen. So oft ich keine Lust zum Arbeiten hatte, oder über irgend etwas Auskunft wünschte, ging ich zu Pater Benedetto, der jede Stelle auf der Insel, alle Leute, jedes Kind der beiden Nachbardörfer kannte, mir bei dieser Gelegenheit immer neue Proben eines gesunden Menschenverstandes, einer seltenen Beobachtungsgabe, Lesefertigkeit und mir durch seine geraden, rechtschaffenen Gesinnungen, seine kindlich-fromme Gemüthsart täglich lieber wurde.

Eines Tages kam ich auf die früher von ihm angedeuteten Geheimnisse der Stalaktitgrotte zurück und wollte wissen, was es für eine Bewandnis damit hätte. Er unterrichtete mich, daß auf der Insel von altersher der Glaube herrsche, es lägen große Schätze in der Höhle des St. Michaelsberges verborgen, die schon die Raublust der Sarazenen gereizt hätten, aber bis auf den heutigen Tag noch nicht gehoben wären. Selbst in späterer Zeit

hätte man mehrfache Versuche gemacht, die Grotte auszubeuten, sie jedoch nie in ihrem ganzen Umfang ergründen können. Allen Nachforschungen zufolge sei der jetzige Eingang zu derselben nicht der ursprüngliche und das, was gegenwärtig von ihr bekannt, überhaupt nur das verlorene Restchen eines Baues, den die Natur mit Nachhilfe von Menschenhänden fast durch den ganzen Berg gezogen hätte. „Was haltet Ihr selber von dem verborgenen Schatz?“ fragte ich Pater Benedetto. Ein eigentümliches Zucken, welches verriet, daß er mehr davon wußte, ging durch sein faltiges Gesicht. Er machte das Zeichen des Kreuzes und erwiderte nach kurzem Zögern: „Sie war zwar blödsinnig, aber die Steine an der Büste unserer Madonna in der Marienkirche legen ein gewichtiges Zeugnis ab. Ihr sollt sie sehen, junger Herr, und dann selbst urteilen. Ich will Euch aber auch die Geschichte erzählen, die damit verknüpft ist und die Ihr, wenn ich einst nicht mehr bin, immerhin weiter erzählen mögt, damit sie den Thoren zur Warnung diene und die Verständigen sie sich zum Nutzen machen.“ Ge-spannt horchte ich auf und erfuhr die verhängnisvolle Geschichte vom verborgenen Schatz.

Vor etwa einem halben Jahrhundert war die Stalaktitgrotte im Michaelsberge den Inselbewohnern noch unbekannt, wohl aber befand sich bereits das Häuschen am Fuße desselben, welches, so lange man denken konnte, Eigentum des zeitweiligen Ortsgeistlichen war und erst nach Pater Benedetto's Tode in einen Heuschuppen umgewandelt worden ist. Schon als zehnjähriger Knabe versah dieser bei dem damaligen Kurate, Don Amerigo, das Amt eines Meßdieners, wurde diesem später als Hilfskurate beigegeben und schließlich zu seinem Nachfolger ernannt. Wie Pater Benedetto versicherte, waren zur Zeit seines Vorgängers die Inselbewohner — und zwar besonders die Jugend — ungemein verwildert, und zwischen den beiden Dörfern, wovon das tiefergelegene einfach „Unten“, das andere „Oben“ genannt wurde, herrschte tödliche Feindschaft; jeden Tag kamen Raufereien, Intriguen und Klagen vor; die von Oben standen bei denen von Unten im Ruie der Unehrlichkeit und diese wurden von jenen für Trunkenbolde und Tagediebe gehalten. Der fromme Pater Amerigo, dessen Gesundheit zusehends auf die Neige ging, hatte sein Lebtag nur immer zu ermahnen, zu strafen und Frieden zu stiften gehabt. Er starb infolge einer heftigen Aufregung, die ihm ein Streit zwischen zwei Brüdern, den schönsten Burschen von Unten, wobei es mit Faustschlägen und Messertischen herging, verursacht hatte. Gigi und Beppo waren die Söhne eines vor Jahren verschollenen Votken, der unstät umherzog und sich selten am Orte bei Frau und Kindern aufhielt. Diese letzteren wuchsen zu ein paar prächtigen Burschen heran, betrieben auf eigene Hand das Fischerhandwerk und sorgten so gut wie möglich für ihre alte Mutter, die jedoch früher als den Söhnen lieb war das Zeitliche segnete. Gigi war zwei Jahre älter als Beppo, dieser dafür etwas größer und strammer, so daß man ihn eher für den Zwillingssohn als den jüngeren Bruder gehalten hätte. Gigi war eigenförmig, Beppo aufbrausend und beide besaßen gleichviel Klugheit, Verwegenheit und — Herzensgüte. Der Dorfkurate war sonst gewöhnt, der freisüchtigen Jugend das Brüderpaar als ein Muster von Einigkeit und Treue darzustellen, denn Gigi und Beppo hielten mit einer fast sprichwörtlich gewordenen Liebe zusammen: Einer that stets was dem anderen wohl gefiel und was einer unternahm, mußte erst von dem andern getilligt werden. Leider sollte ihnen die bis dahin so erfreuliche Gleichheit in Geschmack und Neigung verhängnisvoll werden! Beide verliebten sich zu gleicher Zeit und mit gleicher Leidenschaft in die hübsche Korallenverkäuferin Carmela, die zu allem Unglück eine von Oben war und deren Vater den Brüdern oft Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Von der Zeit an wars mit der Einigkeit und Bruderliebe zwischen den beiden jungen Burschen zu Ende. Sie suchten einander zu meiden, ihr Thun und Lassen einander zu verbergen, wechselten Tage, Wochen lang kein Wort mit einander und zuletzt wurde die geheime Feindseligkeit zwischen ihnen zum offenen Kriege. Der alte Felice, Vater der schönen Carmela; schwor zwar hoch und teuer, niemals einem von Unten seine Tochter zur Frau geben zu wollen, aber er vermochte doch nicht sein Wohlgefallen darüber zu verbergen, daß sich die musterhaft braven, schönen Brüder um seiner Carmela willen auf Tod und Leben verfeindet hatten, und um die Flamme des Hasses noch mehr zwischen diesen zu schüren, erklärte er ihnen eines Tages, daß ihm im Grunde jeder Schwiegerjohn recht wäre, der einen guten Hausstand hätte und der Braut eine ellenlange silberne Kette nebst einem goldenen Armband zum Geschenk machen könne. Jetzt gab es nur noch einen Gedanken, ein Ziel für die Brüder: reich zu werden! Gigis erster Impuls war, nach Neapel oder Genua zu ziehen, wo der Verdienst reichlicher und Arbeit leichter zu haben ist, aber nach reiflicher Ueberlegung sagte er sich, daß er alsdann seinem Bruder das Feld räume und ihm freie Hand lasse, sich die Günst der hübschen Carmela zu erwerben. Beppo faßte den Entschluß, nach Amerika auszuwandern, wo man sich das Gold nach Belieben aus der

Erde graben könne, verwarf ihn jedoch schnell wieder, weil es ihm in den Sinn kam, daß es inzwischen seinem Bruder gelingen könne, Carmelas Herz zu stehlen. Daher blieben beide zu Hause und zeigten sich Tag und Nacht so rege und fleißig, als ob sie dem ihnen bekannten Meere gewaltjam die Reichthümer abringen wollten, welche zu ihrem Glück erforderlich waren. Aber trotz aller Mühen und Gefahren, denen sie sich aussetzten, ergab sich ihr Handwerk nicht einträglichler als sonst und nach Jahresfrist sah sich weder Gigi noch Beppo im Stande, einen eigenen Haushalt einzurichten, geschweige Carmela das zum Preis für ihre Hand bedingte Geschenk zu Füßen zu legen. Eine düstere Verzweiflung bemächtigte sich allmählich der beiden Jünglinge. Sie flohen den Umgang mit den anderen jungen Leuten im Dorfe, arbeiteten weniger und grübelten desto mehr über Mittel und Wege zum Reichthum. Man sah sie zu jeder Tageszeit, ja, wie behauptet wurde, auch bei Nacht müßig, finster, versunken auf den Bergen, in den Schluchten und am Strande umherstreifen; aber niemals traf man sie beisammen oder hörte man, daß einer das Wort an den anderen richtete. Eines Abends kehrte Beppo nicht vom Fischfang heim. Gigi wartete bis spät

in der Nacht auf ihn und fand ihn des Morgens am Strande sitzen, wo er seine leeren Netze zu betrachten schien. Er entfernte sich, sobald er seines Bruders ansichtig wurde. Die folgende Nacht blieb Gigi aus. Erst bei hellem Tag sah die Gevatterin, welche die Brüder im Stillen beobachtete, ihn nach Hause schleichen und zwar so bleich und verstört wie einen, der kein gutes Gewissen hat. Dann vergingen einige Tage, ohne daß sich die Brüder an der Marine oder im Dorfe blicken ließen. Es verbreitete sich das Gerücht, daß sie an den Wunden frank lägen, die einer dem andern in tödlichem Kampfe beigebracht hätte. Als sich die Gevatterin jedoch ein Herz faßte, bei ihnen nachzusehen, fand sie sie anscheinend wohlbehalten beisammen in der Stube und keinem war irgend eine körperliche Verletzung anzusehen. Gigi sah, den Kopf in den Händen vergraben, am Tisch und starrte auf ein mit Zahlen und Strichen bekratztes Papier, das vor ihm ausgebreitet lag. Beppo hockte am Fenster und rieb eine verrostete Hacke, ein Beil und einen Spaten mit Del ab. Es war so still in der Stube, daß man die Fliegen an den Wänden summern hörte und es der Gevatterin ganz unheimlich wurde inmitten des schweigenden Hasses. Sie stammelte eine Entschuldigung und lief eiligst wieder hinaus, um im Dorfe zu erzählen, daß die Brüder sicherlich mit dem Gottseibeiuns umgingen. Spät am Abend, als der Mond über dem St. Michaelsberge schwebte, tauchte zwischen dem Geirüpp am Abhang desselben Beppos dunkler Kopf auf; der Wind trieb ihm das lange Haar um die unbedeckten Schläfen und seine Augen funkelten wie die eines

verfolgten Raubtieres nach allen Seiten hin. Vorsichtig kletterte er den steilen Fußpfad hinauf, bis er zu einem kleinen Dickicht von Strauchwerk gelangte, wo er still stand und prüfend zu der immer steiler werdenden Bergwand emporschaute. Weit unter ihm lag das Dorf in tiefem Nachtsfrieden und nichts als das entfernte Meeresrauschen, das leise Murmeln des Windes in Blättern und Gräsern ließ sich vernehmen. Beppo trug dieselben Handwerkzeuge, Beil, Hacke und Spaten, die er am Tage gepugt hatte, bei sich. Nach einigem Bedenken verließ er den Fußpfad und



Aufstieg des Prinzen Rupprecht von Bayern im Freiballon.

wendete sich nunmehr weiter nach Osten hin, wo er auf eine Richtung stieß, die ihm ein ganzes Stück nackter Felsenwand bloßlegte. Am Fuße derselben und etwas höher noch als er bereits gestiegen war, wurde ein kleines Loth sichtbar, das durch einen herausgebrochenen Stein entstanden zu sein schien. Zu beiden Seiten des Loches wucherten hohe, dicke Schlingpflanzen, die an ein paar wilden Rosenstöcken und Brombeersträuchern emporrankten und einen freundlichen Rahmen um den anscheinend unbedeutenden Punkt zogen. Plötzlich ging eine krampfartige Bewegung durch Beppos gespannte Glieder. Das Ansehen trockener

Zweige und ein leises Geräusch von rollender Erde schlug an sein Ohr. Mit der Hast eines Menschen, der fürchtet, daß ihm jemand in einem Unternehmen auf Tod und Leben zuvorkommen möchte, drang Beppo nach dem Loch im Berge vor. Aber es war ihm bereits jemand zuvor gekommen: wie aus der Erde gewachsen stand ihm eine menschliche Gestalt gegenüber. Ein zweistimmiger unterdrückter Schrei der Enttäuschung und der Wut ertönte durch die Stille der Nacht: hell vom Monde beschienen, bebend vor Haß und geheimem Grausen sahen sich die Brüder in die Augen. Beppo felen Hacke und Spaten aus der Hand, aber krampfhaft hielten seine nervigen Finger das Beil umschlossen. Gigi zerknitterte ein Blatt Papier in der geballten Faust.

„Was suchst Du hier?“ stieß Beppo zuerst hervor.

„Den Schatz!“ entgegnete Gigi trohig.

Da ließ Beppo auch noch das Beil fallen. „Auch Du!“ murmelte er erstickt. Der düstere verzweifelnde Blick seines Bruders brannte ihm wie Feuer im Herzen.

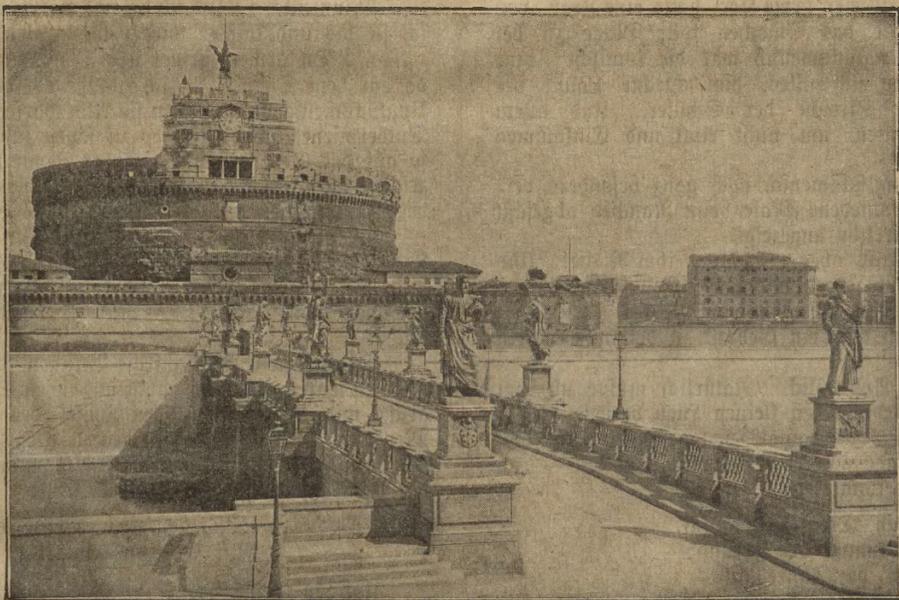
„Bin ich denn müßiger oder besser als Du?“ gab dieser darauf zurück.

„O Gigi, Gigi!“ stöhnte der andere.

„Du hast mich lange nicht beim Namen genannt.“

„Aber ich habe Dich trotz aller Feindschaft und Eifersucht stets geliebt.“ — „Bruder!“

Sie lagen sich in den Armen und schluchzten, daß ein Nachtvogel, der in der Bergwand nistete, davon aufgeschreckt wurde und krächzend über sie hinflieg. Endlich machte sich Beppo von der Umschlingung seines Bruders los und sagte sanft: „Gieb Dir Frieden; mein Gigi! Carmela hat mich gewählt.“ [Schluß folgt.]



Die Engelsburg in Rom.

summen hörte und es der Gevatterin ganz unheimlich wurde inmitten des schweigenden Hasses. Sie stammelte eine Entschuldigung und lief eiligst wieder hinaus, um im Dorfe zu erzählen, daß die Brüder sicherlich mit dem Gottseibeiuns umgingen. Spät am Abend, als der Mond über dem St. Michaelsberge schwebte, tauchte zwischen dem Geirüpp am Abhang desselben Beppos dunkler Kopf auf; der Wind trieb ihm das lange Haar um die unbedeckten Schläfen und seine Augen funkelten wie die eines

— Nach zwanzig Jahren. —

Ein Erlebnis von Paul Blif.

[Nachdruck verboten.]

Wie alljährlich im Frühling machte ich eine Wandertour, um dem Staub und Dunst der Hauptstadt ein wenig entriekt zu sein. — Der Zufall führte mich diesmal in die Gegend meiner heimatlichen Gefilde, in deren Nähe ich seit zwanzig Jahren nicht gekommen war. — Als ich in das kleine Städtchen meinen Einzug hielt, beschlich mich ein Gefühl leichter Wehmut, denn jedes Haus, jeder Garten, ja fast jeder alte Baum weckte zahllose Erinnerungen in mir auf, Erinnerungen an die goldigen Tage einer wilden, fröhlichen Jugendzeit; ach, damals lebte noch die ganze ungebändigte und ungezügelter Kraft des gesunden Naturkinde in mir; das alte Bauernblut der Vorfahren pulste in den Adern und hämmerte an den Schläfen; und tausend Tollheiten brütete das jugendliche Hirn aus, wilde Späße und waghalsige Angezogenheiten — die Zeichen einer sprudelnden, gesunden Kraft, die keinen Anlaß hat sich voll auszuleben, die, in das enge Getriebe der Kleinstadt eingeschlossen, diese Grenze durchbricht und darüber hinausstürmt, nur um zu wissen, daß man auch lebt, nur um sich auszutoben . . .

Zwanzig Jahre sind nun darüber hingegangen, und alles steht noch genau so da, als hätte ich es erst gestern verlassen. Nur hier und da ein neues Gebäude, oder ein neuer Anstrich, sonst aber kein Hauch eines neubegonnenen Jahrhunderts. In der Kneipe „zum goldenen Stern“ am Markt traf ich einige Bekannte, ehemalige Spiel- und Schulgenossen. Es gab ein fröhliches Wiedersehen, ein Fragen hin und her — was man so alles nach einem zwanzigjährigen Fernsein zu sagen und zu fragen hat — und schließlich setzten wir uns zu einer solennen Kneipe zusammen.

Die Unterhaltung wurde lebhaft, denn der gute 93er Rauen-thaler machte heiße Köpfe. Manchmal lehnte ich mich in dem alten hohen Lederstuhl, dem Stuhl für Ehrengäste zurück, schloß die Augen und ließ das lebhaftes Gespräch über mich hinbrausen. Was da alles wieder aufwachte und mit plastischer Lebendigkeit vor meiner Seele stand! Die ganzen Jahre der Schulzeit wurden wieder lebendig, denn die Freunde ringsum erzählten all die tollen Späße und all die wilden dummen Streiche, die wir damals mit den Lehrern und Vorgesetzten ausgeführt hatten. Einer wußte immer noch mehr zu berichten als der Andere. Und schließlich war alles eine helle ausgelassene Fröhlichkeit. — Und plötzlich, während die Freunde so weiter erzählten, kam mir auch eine Szene von ehedem ins Gedächtnis, eine Szene, die mich damals mit Grimm und Groll erfüllt hatte, und die ich nun mit Blitesschnelle noch einmal durchlebte.

Da war ein Lehrer gewesen, Namens Marte, ein langer, behender Kerl mit unglaublich langem Hals, mit einem Kopf, der für den schmalen Körper viel zu dick war und zu allem Ueberfluß noch einen Wald von Haar trug. Dieser arme Kerl hatte eine Frau, von deren Gärigkeit und Energie das Städtchen tolle Dinge zu berichten wußte. Und dieser Unglücks Mensch war die komische Figur der Schule. Auf ihn wälzte sich alles, die schlechte Laune der Vorgesetzten und die tollen Streiche der Schüler. Und allem mußte er geduldig stand halten, um nicht Amt und Einkommen zu verlieren.

Mir war damals der Unglücks Mensch noch ganz besonders verhaßt, denn er hatte mich verschiedene Male beim Rauchen abgefaßt und mich kaltlächelnd dem Direktor angezeigt.

Ich wurde natürlich bestraft, aber ich schwur ihm Rache! Und von dem Tage an that ich ihm Mergernis und spielte ihm Poffen, wo sich nur eine Gelegenheit dazu bot.

Eines Tages rief er mich auf, ein Gedicht zu deklamieren, ein Gedicht nach meiner Wahl.

Ich besann mich einen Augenblick. Natürlich mußte ich ihm jetzt, coram publico, doch wieder einen kleinen Sieb versehen! Da fiel mir ein Liebesliedchen ein, das damals viel gesungen war, und das ich abends von dem Gesinde unseres Hofes gehört hatte. — Ich begann also mit Pathos zu deklamieren:

„Marthe, mach' Dein Fenster auf,
Mit Blumen kommt der Freund;
Marthe, mach' die Thüre auf —“

doch weiter aber kam ich nicht, denn mit hochrotem Gesicht schrie Marte: „Kommt mal vor!“ Kaltblütig kam ich aus der Bank heraus und trat vor den Ratheder, aus dem er auch heraus trat und sich mir gegenüber stellte.

„Sag ein anderes Gedicht auf!“ donnerte er mich mit seiner hohen Füstelstimme an.

Und mit Seelenruhe begann ich wieder:

„Marthe, mach' Dein Fenster auf“ —

Da wurde er immer erregter und schrie mit kaum verhaltener Wut: „Ein anderes Lied, Du Lummel!“

Schon sicherte die Klasse bedenktlich. — Ruhig antwortete ich: „Herr Marte, ich kann kein anderes Lied.“

„Aber ich befehle es Dir!“ brüllte er.

Und wieder begann ich:

„Marthe, mach' Dein Fenster auf —“

Da johlte die ganze Klasse auf wie im wilden Siegesjubel. — Lehrer Marte stand vor mir, kreidebleich und mit entsetzten Augen. Eine Sekunde starrten wir uns an, haßerfüllt und erbittert. Dann gab er mir eine schallende Ohrfeige. Aber in demselben Augenblick gab ich ihm den Schlag zurück. Atemlose Stille trat ein. Entsetzt schwieg die Klasse. Und ich selber war kopf- und ratlos. Marte aber rannte sofort hinaus.

Nach einer Minute kam er mit dem Direktor wieder herein. Nun erfolgte die Anklage Martes, dann des Direktors Verhör, und dann bekam die Klasse zwei Stunden Arrest; ich aber mußte einen Brief mit heim nehmen, der meinem Alten anheinstellte, mich sobald als möglich von der Anstalt fortzunehmen, was auch sofort geschah. Und Lehrer Marte bekam, wie schon so oft, wieder einen derben Küffel. — — —

Das alles ging mir jetzt wieder durch den Kopf. Zuerst wollte ich auch dieser Szene Erwähnung thun. Aber ich unterließ es. Ich schämte mich. — Bald nachher trennten wir uns, weil die meisten zurück mußten zu ihrem Beruf.

Da ging ich allein umher im Städtchen, um hier und da noch eine alte Bekanntschaft aufzufrischen. Plötzlich gedachte ich eines lieben Jugendfreundes, der draußen unter dem grünen Rasen schlummerte. Sein Grab wollte ich nun schmücken. — Ich pilgerte hinaus vors Thor in die alte Stadtgärtnerei und kaufte einen großen Strauß duftender Weilchen. Dann suchte ich den alten Friedhof auf. — Auch hier alles unverändert im Schmuck der Anlagen, nur drüben all die neuen Gräberreihen bekunden, das so viel Jahre vergangen sind.

Ungefähr wußte ich, wo das Grab des Freundes liegen mußte. Ich suchte und suchte, aber ich fand es nicht wieder. Es mußte verfallen und eingesunken sein, denn ich sah, daß nun mehrere Hügel dem Erdboden gleichgemacht wurden. Also wollte ich unberichteter Sache wieder fortgehen, als mein Blick einen großen Granitstein streifte. Ich stand wie gebannt still und las: „Hier ruhet in Gott der Lehrer Emanuel Albert Alois Marte. Er hat viel gelitten, aber nun belohnt ihn dafür die ewige Seligkeit.“

Minutenlang stand ich da und starrte auf die Worte, und während ich sie las und immer wieder las, traten mir Thränen in die Augen. . . . Du armer, armer Kerl! — „Er hatte viel gelitten“ — stand da auf dem Stein. Ja, ich glaube es, denn ich sehe noch den armen Unglücks Menschen, nach dem sie Alle warfen, ich sehe noch diese entsetzte Duldermiene, die da immer zu sagen schien: O, wenn ich nur nicht so auf das Geld angewiesen wäre, dann würde ich Euch Allen schon zeigen, wie ich Euch hasse und verabscheue! — und ich sehe noch den verzweiflungsvollen Blick, als er damals so unschuldig gerüffelt wurde. — Nie, niemals habe ich daran gedacht. Was fragt auch die brutale Kraft der Jugend nach so etwas! Jetzt aber, jetzt entsinne ich mich all dessen wieder, und jetzt schäme ich mich doppelt meiner Frechheit von damals! — Armer, armer Marte, nun hast Du Ruhe!

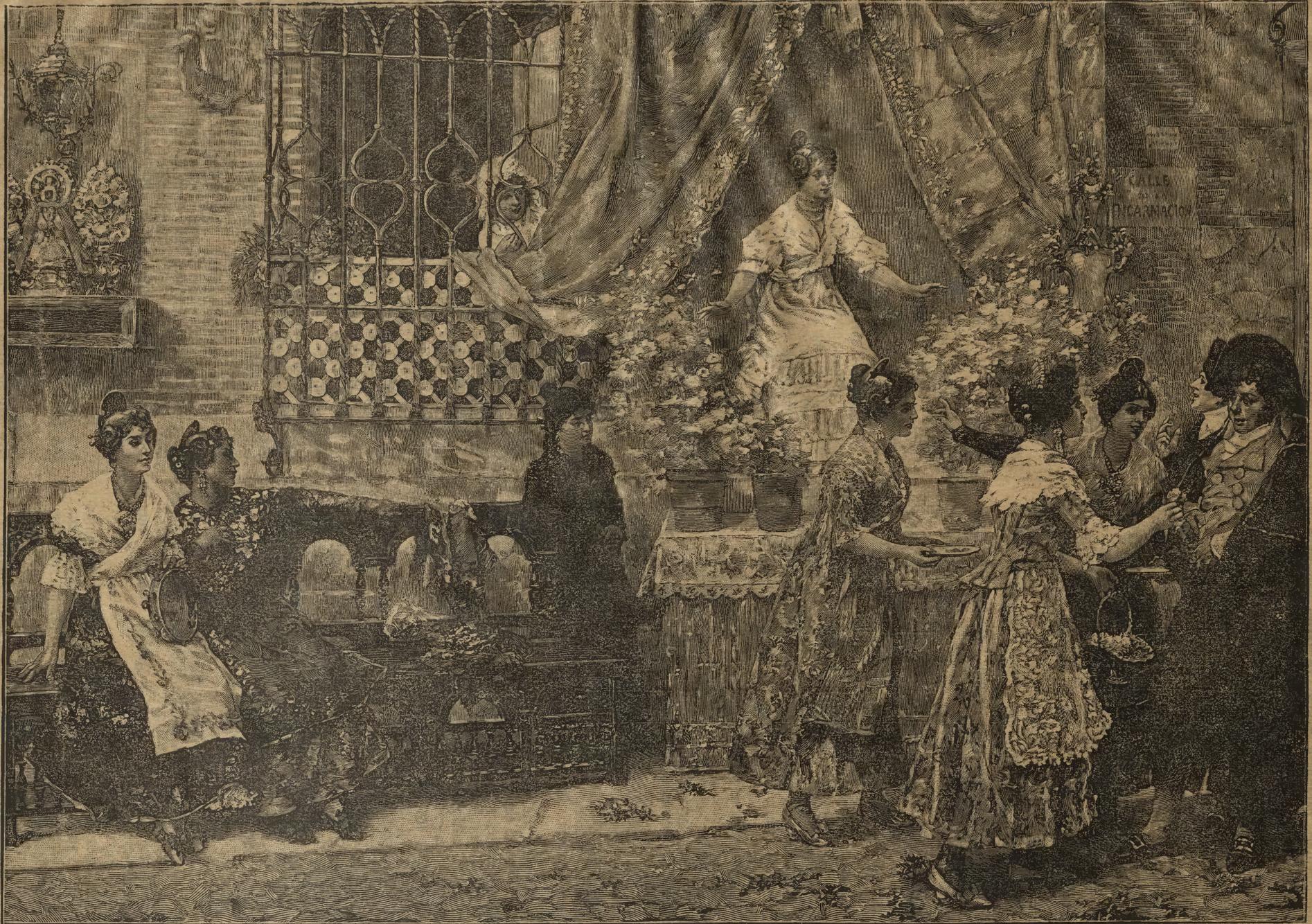
Da fiel mein Blick auf die Weilchen, die für den Freund bestimmt gewesen waren, und jetzt nahm ich diesen Strauß duftender Frühlingsgrüße und legte ihn auf den Hügel des toten Lehrers, des armen Menschen, dem ich einst in meinen Flegeljahren so bitterweh gethan hatte, und während ich dies that, kam mir unter Thränen lächelnd der kleine Vers wieder ins Gedächtnis:

„Marthe, mach' Dein Fenster auf,
Mit Blumen kommt der Freund —“

Und in demselben Augenblick kam etwas von oben herunter geweht, kleine weiße Blättlein, düstlich und zart, junge Kirschblüten, die ein lauer Windhauch herangeweht hatte, zart und lösend.

Und da war es mir, als sei dies ein Gruß aus dem jenseitigen Bezirk, ein Gruß von dem armen Dulder, — ein Zeichen, daß er mir verziehen hatte. — Mit stillem Frieden in der Brust ging ich von dannen.





Frühlingsfest in Valencia. Von Luis Alvarez.

Lucie Rawen.

Roman von Ferd. Gruner.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Das lächelnde, vergnügte Gesicht des Arztes war ernst geworden. „Das Todesurteil ist nun freilich nicht an dem unglücklichen Bildhauer vollzogen worden. Die Gnade des Monarchen bewahrte unsere Justiz vor diesem Mißgriffe. Aber lebenslänglicher Kerker wurde über Horwart verhängt.“

„Das ist gräßlich, wirklich entsetzlich,“ rief der Offizier aus und schüttelte seinen Kopf. „Die königliche Gnade rettete zwar ein unschuldig Leben, aber, frage ich, ist es denn zum mindesten nicht gleich furchtbar, sein ganzes Leben im Zuchthause unter dem verworfensten Gesindel zubringen zu müssen, wenn man sich frei weiß von Schuld?“

„Ich wage nicht, zu entscheiden, welches fürchterlicher sei,“ entgegnete Dr. Bolland und legte die Zigarre auf den Aschenbecher, während er sich erhob. „Es ist nur gut, daß nicht alle bei diesem furchtbaren Gedanken lange verweilen.“ — Ein schneidender Ton legte sich in seine Stimme. — „Auf Schloß Rawen draußen scheint man auch heute schon sich abgefunden zu haben mit des unglücklichen Horwart Schicksal.“

„Aber, Hugo,“ warf seine Frau mit bittendem Blick dazwischen und legte ihre Hand besänftigend auf die Schulter.

„Was willst Du damit sagen?“ war die überraschte Frage seines Neffen.

Dr. Bolland zuckte mit den Achseln. „Sagen, das ist schwer. Man kann oft nicht in Worte kleiden, was man sich denkt, was man aus Gewissem folgert, logisch folgern kann.“

„Wie ich Dich kenne, lieber Onkel, hast Du gewiß lange und sorgfältig alles erwogen, ehe Du zu einem bestimmten Urtheile kamst?“

„Gewiß. Und da ist es mir denn nahezu zur Gewißheit geworden, daß sich die Menschen manchmal ohne ersichtlichen äußeren Grund so total ändern, daß man nicht nur an ihnen, sondern sogar an sich selbst irre wird. So bin ich auch an Lucie Rawen fast irre geworden.“

„Hugo!“ klang wieder die mahnende Frauenstimme.

„Ich weiß, Mädchen, Du hast Recht, man darf nicht vorschnell urtheilen. Aber wenn Fräulein Lucie zu Lebzeiten ihres seligen Papas dem Herrn Gütchenbesitzer Eichentreu mehr als kühl begegnete, ihn unmittelbar nach der Katastrophe geradezu haßte, vielleicht sogar . . .“ er brach ab und setzte nach einer Weile hinzu: „ . . . heute aber dieser Mann ein fast ständiger Gast auf dem Schlosse ist, Lucie in aller Form die Kur macht und sie sich das ohne Einrede gefallen läßt, dann . . .“

Dr. Bolland beendete den Satz nicht, denn eben fuhr vor der Villa in scharfem Trabe ein Gefährt vor, das eine junge Dame lenkte.

„Da ist ja Fräulein Lucie,“ rief überrascht die Frau Doktor, als die Dame schnell den Wagen verließ, in den Garten eintrat und, das graue, anliegende Kleid ein wenig raffend, der kleinen Gesellschaft mit eiligen Schritten sich näherte.

„Tausendmal willkommen,“ rief Frau Dr. Bolland und eilte dem jungen Mädchen entgegen. Ueber die bleichen Wangen Lucies flog ein mattes Rot, das sich verdichtete, als sie neben Dr. Bolland des Offiziers ansichtig wurde, der sich tief verbeugte.

„Mein Neffe, Hauptmann Rödel — Fräulein Lucie Rawen,“ beeilte sich der Arzt vorzustellen.

Eine Sekunde ruhte die feine, gelbbehandjuchte Rechte in des Hauptmanns Hand, ein stummes Nicken, dann wandte sich Lucie an den Arzt: „Verzeihen Sie, Herr Doktor, wenn ich Sie in der Unterhaltung störe und Sie bitte, mit mir unberzüglich hinaus auf das Gut zu fahren. Mama ist, als sie ihre Gesellschaft in einige Augenblicke unbeobachtet ließ, über die Veranda-stufen heruntergestürzt und scheint sich einen Fuß verrenkt, wenn nicht gar gebrochen zu haben. Ich bitte, kommen Sie, Herr Doktor!“

„Ah, das ist wirklich zu bedauern. Aber natürlich stehe ich Ihnen, gnädiges Fräulein, sofort zur Verfügung,“ erwiderte der Arzt lebhaft und reichte Lucie die Hand.

„Ich bitte, mich nur für einen Augenblick noch zu entschuldigen, damit ich den Rock wechsle.“

Er eilte davon.

Mit freundlichen Worten nötigte die Hausfrau Lucie, einige Augenblicke Platz zu nehmen. Während die warmherzige Frau ihrem Mitempfinden über den neuerlichen Unglücksfall, von dem Schloß Rawen heimgesucht worden, Ausdruck gab, ruhten die Augen der jungen Dame ein paar Sekunden prüfend auf dem Antlitze des Offiziers, der in eine gewisse Verlegenheit geriet.

„Herr Hauptmann,“ wandte sie sich an diesen und richtete die großen, dunklen Augen voll auf ihn, „es kommt mir vor, als ob ich Sie schon früher einmal gesehen hätte. Wahrscheinlich ebenfalls hier, bei Ihrem Herrn Onkel?“

„Bedaure, verneinen zu müssen, gnädiges Fräulein. Zu Bärenstein bin ich heute zum ersten Male.“

„Ah! Und es schien mir, als ob ich Sie ganz gewiß hier gesehen hätte.“ Lucie blickte zerstreut auf die Sperlinge, die am Gartengitter saßen und laut zankten. Blöblich sah sie wieder auf den Offizier. Ein unmerkliches Lächeln flog um den feingeschnittenen Mund.

„Ich entsinne mich nun, wie so Sie mir bekannt schienen. Unter den Zeichnungen, den Skizzenentwürfen Max, meines Stiefbruders nämlich, fand ich eine Silhouette, welche der Ihren in jedem Zuge gleicht.“

Hauptmann Rödel war überrascht. „Herrn Max Horwart kenne ich allerdings. Wir haben in Dresden vor zwei, drei Jahren ein paar fröhliche Monate miteinander verlebt.“

Lucie senkte leise den Kopf. Ein herber Zug wölbte die Lippen, als sie wieder ausblickte.

„Sie kennen ihn also. Und — wissen Sie sein fürchterliches Schicksal?“

„Jawohl, gnädiges Fräulein. Ich beklage ihn aus tiefster Seele —“

„Also, Fräulein Lucie, ich bin bereit, bitte,“ scholl es vom Hause her, aus dessen Thüre Dr. Bolland trat, ein kleines, schmales Kofferchen in seiner Hand.

„Leben Sie wohl, liebe Frau Doktor.“ Ein herzlicher Handdruck, ein freundliches Kopfnicken gegen den Offizier, dann schritten die Beiden dem Wagen zu, der rasch davonrollte.

Zwei Stunden später kehrte Dr. Bolland von Schloß Rawen zurück. Ein unmutiger, zorniger Zug, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, lag um seinen Mund. Nur kurz war der Gruß, mit dem er Frau und Neffen begrüßte, welche eben die herrlichen Marschall-Riel-Rosen bewunderten, die des Doktors Lieblingsblumen waren.

„Ist denn der Unfall gefährlich,“ frug seine Frau besorgt, da sie den Unmut des Gatten bemerkte.

Dieser schüttelte verdröffen den Kopf. „Nicht im geringsten. Der Knöchel war ganz unbedeutend verletzt. Ein paar Tage absoluter Ruhe und die Geschwichte ist wieder gut,“ brummte er.

„Aber was giebt denn sonst?“

„Nichts. — Das heißt, ich werde es Euch nachher drin erzählen, denn hier“ — er blickte im Garten herum — „mag ich es nicht. Es ist doch kaum glaublich.“ —

In gespannter Erwartung folgten die Beiden Dr. Bolland in dessen Zimmer.

„Setzt Euch nur, denn ich weiß nicht, ob Ihr, oder wenigstens Du, Anna,“ bemerkte er zu seiner Frau, „auf den Füßen bleibet, wenn ich Euch erzähle, was da auf Rawens Gut draußen vorgeht. — Unglaublich, undenkbar, und doch!“ brummte er ein paar Mal in den Bart, dann stellte er sich breit mit verschränkten Armen vor Frau und Neffen.

„Was glaubt Ihr, was Fräulein Lucie sagte, als ich ihr mittheilte, daß der Unfall ihrer Mutter keinerlei Gefahr in sich birge? — Erst sah sie mich mit einem dankbaren, feuchten Blicke an, daß ich gerührt mir dachte, das Mädchen ist doch eine Perle. Mit welcher Liebe es an der Mutter hängt, die es doch nie besonders zärtlich behandelt hat und welche ihm jetzt in ihrem unglückseligen Zustande so viel zu schaffen giebt! Aber was sagt sie da? — Sie wäre glücklich darüber, weil ja nun doch ihre Verlobung mit — na, was denkt Ihr? — mit Herrn von Eichentreu stattfinden kann. Ich muß sagen, im ersten Augenblicke lief mir ein eisiger Schauer durch die Glieder. Ich faßte sie schwärfer ins Auge. Sollte auch die Aermste an ihrem Verstande gelitten haben? Aber da lächelte sie mit reinen, großen, dunklen Augen, die nicht reiner sein konnten. Und da ich schwieg, wiederholte sie noch einmal diese Mitteilung. Ich fühlte, ich mußte etwas sagen, aber es war mir, als ob ich meine größte Lancette verschluckt hätte. Endlich brachte ichs denn doch heraus: „Dann gratuliere ich.“ Das „herzlich!“ ging aber absolut nicht. Ich machte eine Verbeugung, drehte mich auf den Absätzen herum und draußen war ich.“ — Tief aufatmend schloß er seine Rede mit der Frage: „Was sagst Du nun dazu, Anna?“

Die kleine Frau war bestürzt, wie sehr sie sich auch Mühe gab, dies zu verbergen. „Nichts, Hugo, nichts, als höchstens — daß das Herz in seinen Neigungen recht wandelbar ist.“

„Ja, ja, wandelbar, das ist das rechte Wort. Aber so wandelbar. Glaubst Du es denn nun, Anni, daß man an allem irre werden kann?“

Der Arzt ließ sich auf einen Sessel nieder und starrte finster vor sich hin.

„Aber wer ist denn dieser Eichentreu eigentlich?“ fragte der Offizier, dem die Aufregung der Beiden etwas unverständlich war.

Dr. Bollant gab ihm die nötigen Aufklärungen, soweit er es für angezeigt hielt, und schloß: „Sicher ist, daß Lucie Rawen ihrem nunmehrigen Bräutigam bis vor Jahresfrist keine Liebe, vielleicht nicht einmal Achtung entgegengebracht hat und — aber nein — das genügt ja. Es ist einfach unbegreiflich.“

„Aus Deiner Aufregung, lieber Onkel, entnehme ich, daß Du an den Vorgängen des Gutes regen Anteil nimmst.“

„Sicher, denn erstens war ich dem alten Rawen, wenn nicht ein guter Freund, so doch ein treuer Berater. Er gab etwas auf mich. Und dann habe ich das Mädchen wirklich schätzen gelernt. Es ist so eine liebenswürdige, ich möchte sagen, groß angelegte Natur. Ich freute mich immer im stillen über das herliche Verhältnis zwischen ihr und Max. Ich weiß, wie leicht kein zweiter, daß sie es fertig gebracht hätte, den Alten mit ihm wieder zu versöhnen. Ich kann auch kaum sagen, wie sie sich aeberdete, als man den unglücklichen Bildhauer der furchtbaren That verdächtigte und ihn verhaftete. Wie sie die entsetzliche Kunde von dem Schuldsprache aufnahm, weiß ich nicht, denn lange Wochen mied sie die Menschen. Doch als ich sie das erste Mal wiedersah, erschrak ich vor der durchsichtigen Blässe ihres Gesichtes und den dunklen Ringen, die ihre Augen randeten. Und jetzt —“

Der Hauptmann, welcher gespannt zugehört hatte, erwiderte kopfschüttelnd: „Jetzt verstehe ich, Onkel, Deine Aufregung. Das ist wahrlich ein seltsames Mädchen. So jäh uns aber auch der Umschwung dünkt, nach dem energischen, fast möchte ich sagen, harten Zug um ihre Lippen, nach dem ruhigen, gesammelten Blick kann man jedoch nur schwer annehmen, daß sie anders als aus vollster, innerlichster Ueberzeugung einen so schwer wiegenden Schritt thut.“

„Es scheint vielleicht so. Aber verrückt nenne ich es auf jeden Fall,“ murkte Dr. Bollant, der rasch aufsprang. „Zum Rückruf, jetzt habe ich in der Aufregung wahrscheinlich den Spitalbesuch versäumt; werden die sich wundern! Da muß ich nun gleich fort.“

Er nahm Hut und Rock und eilte davon. —

16.

Etwa eine Stunde später ritten Dr. Bollant und sein Neffe nach Langberg hinaus. Der Arzt hatte dort einige Kranke, welche er besuchen wollte, und der Offizier begleitete ihn hierbei. Sie ließen die Pferde, als sie den Wald erreicht hatten, der zwischen Bärentstein und Langberg lag, langsam gehen. Dr. Bollant erzählte ziemlich ausführlich die Geschichte des gewaltsamen Todes Rowens, die sich ja in diesem Teile des Forstes ereignet hatte. Aufmerksam lauschte der Offizier.

Als sie den Wald nahezu durchritten hatten und durch die hohen, in immer größeren Abständen stehenden Bäume das Grün der Wiesen und hier und da ein Stückchen eines Daches von Langberg sich erblicken ließ, bog aus einem Seitenwege, den Strauchwerk säumte, ein Mann ein, der langsam, mit wiegenden Schritten dem Dorfe zuzug. Seine Kleidung war ärmlich, das Gesicht gerötet. Von jenem glänzenden, bläulich schimmernden

Rot, das Alkoholikern eigen ist. Bart und Haar waren verwahrloht. Ein Arm fehlte ihm.

„Teufel, das ist ja der Malcher Franz, der Hauptzeuge in dem Prozesse,“ raunte Dr. Bollant dem Neffen zu, der überrascht die strolchartige Gestalt musterte.

„Wenn ich nicht sähe, daß der Mann ein Krüppel ist, so würde ich glauben, ich hätte ihn schon einmal erblickt, und zwar in einer Kommissjacke,“ wandte sich dieser leise an den Onkel, der mit finsternem Blicke den ehemaligen Knecht maß.

Dieser war anfänglich ein wenig verlegen, als er die beiden Herren so plötzlich neben sich sah. Denn die Pferde waren in der weichen Moosstreu fast geräuschlos herangekommen. Dann aber ging ein freches Lächeln über sein Antlitz, und ein bisschen an dem Gute rückend, humpelte er ein wenig schneller auf dem Fußwege voran, der nun dicht neben dem Fahrwege ging, auf welchen die Reiter einbogen.

Dr. Bollant hielt sein Pferd zurück. „Das ist der Schurke, denn daß er ein solcher ist, steht bei mir fest! Aber was Du sagst, ist möglich. Denn der Kerl hatte bis vor einigen Jahren ganz gesunde Glieder. Nur durch die eigene Schuld ging er des Armes verlustig, da er in die Druschmaschine geriet.“

„Also wäre es möglich, daß ich mich nicht getäuscht hätte, miewohl ich bei den zahlreichen Verletzungen, die ich mitmachte, nicht gerade viele Gesichter unter meinen Leuten festgehalten habe. Aber diese verschmitzte, heimtückische Physiognomie erinnerte mich, glaube ich, an einen ganz besonders rohen Kerl, der seinen Kameraden in barbarischer Weise mißhandelte, weil derselbe, wie es seine Pflicht war, ihn wegen Ueberschreitung des Urlaubes zur Anzeige gebracht hatte.“

„Das wäre ihm schon zuzutrauen,“ brummte der alte Arzt. „Kann mich übrigens bei dem alten Leibdiener auf dem Gute draußen einmal gelegentlich erkundigen. Der Johann weiß es gewiß. Aber nun müssen wir sehen, daß wir in raschem Tempo an dem Schlosse vorbeikommen. Ich habe heute wahrlich keine Zeit, mich länger dort aufzuhalten, da ich in der Stadt ein paar Schwerkranken in Behandlung habe.“

Sie gaben den Pferden die Sporen und in scharfem Trab ging es durch das Dorf, denn die Patienten wohnten fast am unteren Ende desselben.

Während Dr. Bollant die Kranken besuchte, ließ der Hauptmann in einem nahegelegenen Wirtshause die Pferde tränken. Er selbst nahm an dem einzigen Tische, der im Schatten einer mächtigen Linde in dem Garten neben dem Hause stand, Platz, studierte einige Augenblicke das alte Lokalblatt, das ihm der Wirt dienstbeflissen gebracht hatte, dann musterte er ein wenig gelangweilt das Leben und Treiben auf der Dorfstraße.

Vollbeladene, garbenschwere Wagen, die von holperigen Feldwegen (jeder Hof schien einen solchen zu haben, denn die Häuser waren stets durch einen solchen von einander getrennt) auf diese einbogen, und abgeladene, welche in munterem Tempo wieder hinausraffelten, bildeten den einzigen Verkehr.

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Ein natürlicher Zoologischer Garten in Afrika. Sir Harry S. Johnston, der englische Spezialkommissar für Uganda, der nach fast zweijähriger Abwesenheit nach London zurückgekehrt ist, ist in Calais von einem Vertreter des „Bureau Reuter“ interviewt worden und machte im Laufe des Gesprächs folgende sehr interessante Angaben über den Wildreichtum eines Gebietes in Central-Afrika: „Die Landstrecke zwischen Eldoma Nivine Station und den Abhängen des Mount Elgon enthält die größte Menge Wild, die ich je im tropischen Afrika gesehen habe; sie ist völlig unbewohnt von Eingeborenen, was den Stammeskriegen zuzuschreiben ist, die vor vielen Jahren die Entvölkerung verursachten. Das große Wild, das über diese Hochebenen wandert, ist so lange von Menschen unbelästigt gewesen, daß es so zahm wie Rotwild in einem englischen Park ist. Meine Expedition kam durch Elefantenherden und jagte ständig Rhinocerosse einzeln und in Paaren auf. Wir wurden thatsächlich meilenweite Strecken von Zebras und Antilopen begleitet, die sich auf zehn Yards näherten. Böwen trafen wir ständig, aber sie waren so sehr mit Zebras beschäftigt, daß sie sich mit der Karavane nicht abgaben.“ In diesem Lande entdeckte Sir Harry auch eine Giraffenart, deren Männchen fünf Buckel oder Hornansätze hat. Der vierte und der fünfte Hornansatz erheben sich dicht hinter den Ohren an der Schädelbasis. „Ich werde dem Auswärtigen Amt den Vorschlag machen, diesen neuen B. zirk als eine Art Nationalpark zu erhalten, was in Anbetracht der Zahl und Verschiedenheit der Geschöpfe sehr gut sein dürfte, dann hatte ich das Glück, die außerordentlich häufige Rasse von affenähnlichen Menschen zu treffen, die Grogan und Charp an der Grenze des Kongowaldes zuerst entdeckten. Meine Photographien und Messungen bestätigten die Meinung über den affenartigen Charakter dieser Leute, die mit den im Aussehen ganz verschiedenen Kongozwergen nicht verwechselt werden dürfen. Letztere sind vier bis fünf Fuß hoch, während die Affenleute von normaler Größe zu sein scheinen.“ Johnston hat eine Reihe von tausend ausgezeichneten

Photographien mitgebracht, die die Szenerie, die Eingeborenen, Tiere, Pflanzen und Insekten zeigen. Er hat anthropologische Messungen an zweihundert verschiedenen Männern und Frauen der verschiedenen Stämme gemacht. Dann hat er Photographenwalzen von Nieren und Nerven von Eingeborenen mitgebracht.

Ein böshafter Druckfehler machte kürzlich einen eben in den Adelsstand erhobenen Bankier ein paar unangenehme Stunden. Mit einer Wonne, die man eigentlich empfunden haben muß und die sich schwer nachfühlen läßt, schrieb er für die Kurliste von A. (wo er sich aufhielt), nicht wie sonst seinen einfachen Namen A. nieder, sondern Baron A. Und als er dann die neueste Kurliste zur Hand nahm, da las er . . . Aaron A. Der unglückliche Sezer hatte statt des B ein A egriffen.

Eine Ohrfeige zur rechten Zeit. Als einst ein Höfling dem Kaiser Sigismund gegenüber die Schmeichelei gar zu weit trieb, gab ihm dieser eine derbe Ohrfeige. „Warum schlägst Du mich,“ rief der Bestrafte. „Warum behandelst Du mich als einen Narren?“ entgegnete der Kaiser ernst.

✻ Unsere Bilder. ✻

Frühlingsfest in Valencia. Es ist ein ganz entzückendes Bild, auf welchem uns der berühmteste spanische Maler Luis Moarez kastilianisch: Gebräuche vor Augen führt. Frühlingsfest! Eine der schönsten, glutäugigen Spanierinnen wird in lichte Gewänder gekleidet und mit Blumen geschmückt unter einen Thronhimmel gesetzt, um als Frühlingsgöttin zu herrschen. Die übrigen jungen Mädchen bieten vor dem Throne Blumen zum Verkaufe oder sammeln auf Tellern oder Tambourin Geldmünzen ein, wofür die Schönen sich einen vergnügten Tag zu machen gedenken. Alles auf unserem Bilde atmet Frühlingsluft und -leben. Selbst die strengsten Mienen erhellen sich, wo die fröhlichen Mädchengesichter lächeln und schmeichelnde Stimmen die Frühlingsblüten zum Verkauf anbieten.

Großvaters Bier. Das war eine Freude für den kleinen Pepi, als er auf dem Tische Großvaters gefülltes Glas stehen sah. Der alte Mann war auf einen Augenblick nach den Ställen gerufen worden und nun findet sein kleiner Enkel den Frühtrunk. Pepi nimmt einen herzhaften Schluck und dann noch einen. Das Bier schmeckt so schön und Großvater ist gut und wird ihn nicht dafür strafen. Und sollte er es nun doch thun, nun dann geht es in Einem hin, denkt Pepi, und trinkt den Rest. Wohl bekomms, Du Schlingel!

Prinz Rupprecht von Bayern bringt allen militärischen Fragen ein lebhaftes Interesse entgegen, wie er denn zu den tüchtigsten Generalen unseres Heeres zählt. So hat er vor kurzem in München in Begleitung eines Stabsoffiziers selbst im Freiballon einen Aufstieg unternommen, der zur Zufriedenheit aller Beteiligten verlaufen ist.

Die Engelsburg, das von dem römischen Kaiser Hadrian begonnene Grabmonument der Imperatoren, in dem diese von Hadrian bis auf Caracalla beigelegt sind, hat nach den Tagen Constantins des Großen, der bekanntlich den Sitz der Cäsaren nach Konstantinopel verlegte, in der Geschichte der Stadt Rom eine bedeutende Rolle gespielt. Das Castello dell'Angelo, wie der Italiener es nennt, war die Burg und Festung der Päpste und ihr häufig benutzter Zufluchtsort in den Kämpfen mit den deutschen Kaisern und den römischen Adelsfactionen. Nach der Besetzung Roms durch die italienischen Truppen diente die Burg militärischen Zwecken. Neuerdings ist sie nun renoviert worden, um nicht weiter als Kaserne benutzt zu werden. Unser Bild giebt den Blick auf dieselbe vom Tiberufer und zeigt so gleichzeitig die zu ihr führende Engelsbrücke.

◆ Gemeinnütziges. ◆

Champignonsauce. Man schneidet von frischen Champignons den Stiel ab und schält sie sauber, puzt das Braune vom Innern des Hutcs sorgfältig heraus, zieht die Haut ab und legt das Enthäutete sofort in frisches Wasser, damit aller Sand davon entfernt werde. Getrocknete Champignons wäscht man eine Stunde vor dem Kochen in lauwarmem Wasser auf. Sodann dämpft man sie in Butter mit Zitronensaft und ein wenig Salz schnell weich, kocht sie dann in einer braunen oder weißen, mit etwas Wein abgelschten Sauce einen Augenblick und zieht die Sauce mit einigen Eidottern ab. Große Champignons werden vor dem Kochen in Stücke geschnitten. Man rechnet einen Eßlöffel voll Butter und den Saft einer Zitrone auf ein bis zwei Duzend Champignons.

Wenn im Herbst das Laub auf dem Rasen liegen bleibt, so sieht das ebenso schlecht aus, wie es für den Rasen nachteilig ist. Das Laub wird faul und der darunter befindliche Rasen, von Licht und Luft abgeschlossen, geht natürlich zu Grunde. Will man für einen guten Rasen sorgen, so muß er, bis spät in den Herbst hinein geschnitten werden, um ganz kurz in den Winter zu kommen. Dann wird zu Beginn des Winters die beste Komposterde, die man bekommen kann, über den Rasen gestreut und später festgemalzt.

◆ Nachtsch. ◆ Begr.-Bild.



Wo ist das Burgespenst?

1. Rechen-Aufgabe.

Als N. nach seinem Alter gefragt wurde, antwortete er: „Als ich im Jahre 1887 meinen Geburtstag feierte, war die Zahl meiner Lebensjahre dreimal so groß als die Summe, welche man erhält, wenn die vier Zahlen meines Geburtsjahres addiert werden. Zudem hat mein Geburtsjahr die Eigentlichkeit, daß die Summe der zweiten und dritten Zahl desselben den Monat und die Differenz der vierten und ersten Zahl den Tag meiner Geburt nennen.“ Wann ist N. geboren?

2. Ergänzungsaufgabe.

Murat. Maler. Dauer. Mais. Urga. Bern.
Nachdem zu jedem der obigen Wörter zwei Buchstaben hinzugefügt worden sind, sollen die alsdann vorhandenen Buchstaben anders geordnet werden, so daß Wörter von folgender Bedeutung entziehen: 1. Stadt in Aegypten, 2. spanische Stadt an der Mittelmeerküste, 3. Republik in Amerika, 4. Völkerschaft in Ostafrika, 5. Kanton der Schweiz, 6. berühmter Maler. — Nach richtiger Lösung nennen die Anfangs- und Endbuchstaben der neuen Wörter je einen römischen Feldherrn.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Wie sehr ich Dein, soll ich Dir sagen?
Ich weiß es nicht und will nicht fragen;
Mein Herz behalte seine Kunde,
Wie tief es Dein im Grunde.

O still ich möchte sonst erfahren,
Könn ich die Stelle nicht entdecken,
Die ungesührt für Gott verbliebe
Beim Tode Deiner Liebe.

(Genau.)

2. Rochefort, Antwerpen, Corregio, Saneumon, Nordenney, Erzherzog.
— Racine. 3. Siob, Sieb. 4. Seinesgleichen.

◆ Lustiges. ◆

Selbstverständlich.



„Hören Sie mal, Herr Bäckermeister, in Ihrem Gebäud fand ich gestern mehrere Haare.“

„Daran ist doch nichts Wunderbares, Sie hatten ja Schillerloken bestellt.“

Ein Skeptiker.

Sie: „Ich weiß nicht, was ich dafür geben würde, solch goldblondes Haar zu haben wie meine Freundin Irene.“

Er: „Erkundigen Sie sich doch mal, was sie dafür gegeben hat.“

Netter Anfang.

Jungverheiratete Frau: „Ach Gott, das fängt ja gut an, mein Mann ist diesen Vormittag in seine Kneipe gegangen.“

Mutter (entrüstet): „Und noch nicht wieder zurück?“

Frau: „Er scheint noch nicht daran zu denken: eben schickt er eine Ansichtspostkarte.“

Der arme Kleine.

(Dame zum Stationschef): „Also unser Zug geht um 12 Uhr 14 ab: Das sagten Sie doch, nicht wahr?“

„Gewiß, ich habe Ihnen schon mindestens zehnmal Bescheid gesagt.“

„Ich frage Sie auch nicht meinetwegen, aber mein kleiner Nefte hier lacht immer so herzlich über Ihre Stimme, wenn Sie Auskunft geben.“

Das Mittel.

„Johann, mein Mann fühlt sich unwohl. Bringen Sie ihm rasch eine Wärmflasche!“

„Sehr wohl, gnädige Frau, Urac oder Rum?“

Merkwürdig.

Dame: „Warum verheiraten Sie sich nicht, Herr von Blume? Es giebt ja so viele glückliche Ehen.“

Professor: „Gewiß, meine Gnädige; aber wissen Sie, in den guten Ehen, die ich kenne, da sind die Frauen eben alle schon verheiratet!“

Gemüthlich.

Professor: „Hier in diesem Falle weiß man nicht, ob man sich mehr dem Idealen oder Realen zuwenden soll. Wie würden Sie zum Beispiel in dieser Sache entscheiden?“

Student: „Ich würde es ausknobeln.“

Das kommt von da.

„Romisch, Mieke, wie konservativ wir Frauen doch sind! Daß wir uns so durchaus nicht an die Hofenmode gewöhnen wollen!“

„Es ist doch ziemlich riskant! Denk doch an die Jungfrau von Orleans, die trug Männerkleidung und wurde lebendig verbrannt!“